

SHIRLEY JACKSON

S P U K

— IN HILL HOUSE —

Aus dem Amerikanischen von Eva Brunner

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe
The Haunting of Hill House
erschien 1959 im Verlag Viking Books.
Copyright © 1959 by Shirley Jackson
Copyright renewed © Laurence Hyman, Barry Hyman,
Sarah Webster and Joanne Schnurer, 1987

1. Auflage Mai 2019
Copyright © dieser Ausgabe 2019 by Festa Verlag, Leipzig
Lektorat: Felix F. Frey
Titelbild: Netflix-Serie ›The Haunting of Hill House‹.
Mit Genehmigung von NETFLIX INC., USA.
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-707-3
eBook 978-3-86552-708-0

Für Leonard Brown

Erstes Kapitel

1

Kein lebender Organismus wird lange gedeihen, wenn er sich immer nur in der reinen Wirklichkeit aufhalten muss. Sogar Lerchen und Heuschrecken wird von manchen nachgesagt, dass sie träumen. Hill House war nicht normal. Es stand für sich allein vor seinen Hügeln und barg im Innern die Dunkelheit. So stand es schon seit 80 Jahren und würde weitere 80 Jahre so weiterbestehen. Drinnen hielten sich die Wände noch gerade, die Backsteine waren sauber verputzt, die Fußböden stabil, und die Türen ließen sich vernünftig schließen. Es lag eine beständige Stille auf dem Holz und den Steinen von Hill House, und was immer dort wandelte, das wandelte allein.

Dr. John Montague, Doktor der Philosophie, hatte in Anthropologie promoviert in der vagen Ahnung, dass er auf diesem Gebiet seiner wahren Berufung am nächsten kommen würde, nämlich der Analyse übernatürlicher Erscheinungen. Er nahm es sehr genau mit seinem Titel in der Hoffnung, seinen unwissenschaftlichen Untersuchungen dadurch eine gewisse Seriosität zu verleihen, wenn nicht

gar eine akademische Autorität. Hill House für drei Monate zu mieten hatte ihn einiges an Geld und Stolz gekostet, da er kein Bettler oder Bittsteller war, aber er erwartete ganz sicher, dass er für seinen Aufwand durch die Sensation entschädigt würde, die das Erscheinen seines neuen Standardwerks über die Ursachen und Wirkungen psychischer Störungen in einem Haus, das gemeinhin als ›heimgesucht‹ galt, auslösen würde. Er hatte sein ganzes Leben lang nach einem echten Spukhaus gesucht. Als er von Hill House hörte, war er zuerst skeptisch gewesen, dann hoffnungsvoll, dann entschlossen. Er war nicht der Mann, der sich von so etwas wie Hill House abbringen ließ, nachdem er es einmal gefunden hatte.

Die Methode, nach der Dr. Montague in Bezug auf Hill House vorzugehen gedachte, entlehnte er den furchtlosen Geisterjägern des 19. Jahrhunderts. Er wollte in dem Gebäude wohnen und sehen, was passierte. Zuerst beabsichtigte er, dem Beispiel der unbekanntenen Dame zu folgen, die sich einst ins Ballechin House eingemietet und einen ganzen Sommer lang eine Party für Skeptiker und Gläubige veranstaltet hatte, mit Krocket und dem Beobachten von Geistern als Hauptattraktionen. Aber da Skeptiker, Gläubige und gute Krocketspieler heutzutage schwer zu finden sind, war Dr. Montague gezwungen, Assistenten einzustellen. Vielleicht war die gemächlichere Lebensart der viktorianischen Zeit den Methoden spiritueller Forschung zuträglicher oder vielleicht war die akribische Dokumentation der

Phänomene als Beweis für das tatsächliche Auftreten aus der Mode gekommen. Jedenfalls musste Dr. Montague nicht nur Assistenten einstellen, sondern er musste erst welche finden.

Da er sich für umsichtig und gewissenhaft hielt, verwendete er viel Zeit auf die Suche nach geeigneten Assistenten. Er durchkämmte die Aufzeichnungen spiritistischer Gesellschaften, die Archive von Sensationsblättern, die Protokolle von Parapsychologen und stellte eine Namensliste mit Personen zusammen, die auf die eine oder andere Weise zu irgendeinem Zeitpunkt, egal wie kurz oder fragwürdig es war, an anomalen Ereignissen beteiligt gewesen waren. Von seiner Liste strich er zuerst die inzwischen Verstorbenen. Nachdem er ebenfalls die Namen derer durchgestrichen hatte, die ihm als mediengeil, von unterdurchschnittlicher Intelligenz oder ungeeignet schienen, weil sie gern im Mittelpunkt standen, blieb noch etwa ein Dutzend Namen übrig.

Jede dieser Personen erhielt nun eine Einladung von Dr. Montague, den ganzen Sommer oder einen Teil davon in einem komfortablen Landhaus zu verbringen, das zwar alt, aber mit sanitären Anlagen, Strom, Zentralheizung und sauberen Matratzen gut ausgestattet war. Der Zweck ihres Aufenthalts war in den Briefen klar vermerkt: Beobachtungen und Nachforschungen zu den verschiedenen fragwürdigen Geschichten, die über das Haus während seines 80-jährigen Bestehens im Umlauf waren.

In den Briefen wurde nicht offen ausgesprochen, dass es in dem Haus spukte, denn Dr. Montague war ein Wissenschaftler, und solange er dort nicht selbst eine übersinnliche Erscheinung erlebt hatte, wollte er seinem Glück nicht zu sehr vertrauen. Folglich strahlten seine Briefe eine gewisse Mehrdeutigkeit aus, die darauf ausgelegt war, die Fantasie einer ganz bestimmten Art von Empfängern anzuregen.

Auf sein Dutzend Briefe erhielt Dr. Montague nur vier Antworten, die anderen acht Kandidaten waren offenbar unbekannt verzogen, hatten das Interesse an paranormalen Erscheinungen verloren oder es hatte sie vielleicht nie gegeben. An die vier, die geantwortet hatten, schrieb Dr. Montague erneut, machte Angaben zum genauen Datum, von dem an das Haus offiziell bezogen werden durfte, und fügte eine detaillierte Wegbeschreibung bei, denn, wie er sich gezwungen sah erklären zu müssen, Auskünfte über das Haus seien schwer zu bekommen, besonders von der Landbevölkerung der Umgebung.

Am Tag, bevor er sich nach Hill House aufmachte, wurde Dr. Montague noch überredet, einen Vertreter der Familie der Hauseigentümer in seinen auserwählten Kreis aufzunehmen, gleichzeitig erreichte ihn ein Telegramm mit der Absage eines seiner Kandidaten mit einer fragwürdigen Ausrede. Ein weiterer erschien nicht, noch sagte er ab. Vielleicht waren ihm dringende persönliche Probleme dazwischengekommen. Die beiden anderen kamen.

2

Eleanor Vance war 32 Jahre alt, als sie nach Hill House kam. Die einzige Person auf der Welt, die sie wahrlich hasste, war nun, seit dem Tod ihrer Mutter, ihre Schwester. Sie verabscheute auch ihren Schwager und ihre fünfjährige Nichte und hatte keine Freunde. Das verdankte sie hauptsächlich den elf Jahren, in denen sie ihre kranke Mutter versorgt hatte, was aus ihr eine recht tüchtige Krankenschwester gemacht und ihr eine Überempfindlichkeit gegen starkes Sonnenlicht beschert hatte. Sie konnte sich nicht daran erinnern, in ihrem Erwachsenenleben jemals glücklich gewesen zu sein.

Die Jahre mit ihrer Mutter hatten aus Aufopferung, kleinen Verfehlungen und Vorwürfen, aus stetem Überdruß und einer nicht enden wollenden Verzweiflung bestanden. Ohne es zu wollen, war sie zurückhaltend und scheu geworden, denn sie war so lange allein gewesen, ohne jemanden, den sie lieben konnte, dass es ihr nun schwerfiel, unbefangen und ohne peinlich verlegenes Suchen nach Worten mit einer anderen Person zu reden, auch wenn es nur um Belangloses ging.

Ihr Name war auf Dr. Montagues Liste gekommen, weil eines Tages knapp einen Monat nach dem Tod ihres Vaters, als sie zwölf und ihre Schwester 18 Jahre gewesen waren, ohne Vorwarnung und ohne ersichtlichen Grund plötzlich ein Steinhaapel auf ihr Haus niedergegangen war. Die Steine prasselten

wie verrückt auf das Dach, rollten laut die Mauern hinunter und zerstörten auch einige Fensterscheiben. Drei Tage lang fielen die Steinhagel in unregelmäßigen Abständen, und während dieser Zeit waren Eleanor und ihre Schwester weniger von den Steinen genervt als vielmehr von den Nachbarn und Schaulustigen, die sich jeden Tag draußen vor ihrer Haustür versammelten, und von den blinden, hysterischen Klagen ihrer Mutter, die darauf beharrte, dass an all dem die boshafte, verleumderischen Leute aus dem Viertel schuld seien, die es, seit sie hierhergezogen waren, auf sie abgesehen hätten.

Nach drei Tagen wurden Eleanor und ihre Schwester in das Haus einer Freundin gebracht, die Steinhagel hörten auf und ereigneten sich nie wieder, obwohl Eleanor, ihre Schwester und ihre Mutter wieder ins Haus zurückzogen. Doch der Zank mit der gesamten Nachbarschaft wurde nie beendet. Die Geschichte geriet in Vergessenheit, außer bei den Leuten, die Dr. Montague konsultierte. Eleanor und ihre Schwester hatten sich damals gegenseitig im Verdacht gehabt dahinterzustecken, vergaßen die Ereignisse aber auch mit der Zeit.

Ihr Leben lang auf der Schattenseite, so weit sie zurückdenken konnte, hatte Eleanor immer auf so etwas wie Hill House gewartet. Während sie für ihre Mutter sorgte, die launische alte Dame vom Sessel ins Bett hob, endlos kleine Tablettts mit Suppe und Haferbrei für sie vorbereitete, ihren Ekel vor der verdreckten Wäsche überwand, hatte Eleanor an

dem Glauben festgehalten, dass eines Tages einmal etwas geschehen würde. Sie hatte die Einladung nach Hill House postwendend angenommen, obwohl ihr Schwager darauf bestanden hatte, ein paar Leute anzurufen, um sich zu vergewissern, dass dieser Doktor nicht darauf abzielte, Eleanor in wilde Riten einzuführen, die womöglich mit Dingen zu tun hätten, über die Bescheid zu wissen sich nach Ansicht von Eleanors Schwester für eine unverheiratete junge Frau nicht ziemte. Vielleicht, flüsterte Eleanors Schwester in der Stille des ehelichen Schlafzimmers, vielleicht *benutzt* dieser Dr. Montague – falls er wirklich so heißt – die jungen Frauen für irgendwelche, na ja – *Experimente*. Du weißt schon – so *Experimente*, die sie so machen. Eleanors Schwester schmückte gern aus, was sie von den Experimenten solcher Doktoren alles gehört hatte. Eleanor machte sich keine solchen Gedanken, oder falls doch, fürchtete sie sich nicht. Kurzum, Eleanor wäre überallhin gefahren.

Theodora – das war der einzige Name, den sie preisgab. Ihre Zeichnungen signierte sie nur mit ›Theo‹, und an ihrer Wohnungstür, im Schaufenster ihres Ladens, im Telefonbuch, auf dem matt gedruckten Briefkopf und unter dem hübschen Foto von ihr auf dem Kaminsims stand immer nur Theodora – und Theodora war ganz anders als Eleanor. Pflichtbewusstsein und Gewissenhaftigkeit waren in Theodoras Augen Eigenschaften, die sich nur für

Pfadfinderinnen ziemten. Theodoras Welt bestand aus Fröhlichkeit und zarten Farben.

Sie war auf Dr. Montagues Liste gekommen, weil sie lachend und einen Schwall voll blumigen Parfüms verströmend ein Forschungslabor betreten und in amüsiertem Staunen über ihre eigene unglaubliche Fähigkeit es irgendwie geschafft hatte, 18 von 20 Karten, 15 von 20 und 19 von 20 Karten, die ein Assistent in Sicht- und Hörweite hochhielt, richtig vorherzusagen.

In den Laborberichten fiel Theodoras Name so sehr auf, dass sie unweigerlich Dr. Montagues Aufmerksamkeit auf sich zog. Theodora fand Dr. Montagues ersten Brief interessant und antwortete aus Neugier (vielleicht drängte ihr neu entdecktes Bewusstsein, das ihr die Namen der Symbole auf den verborgenen Karten verriet, sie auch auf den Weg, der nach Hill House führte). Sie beabsichtigte jedoch, die Einladung auszuschlagen. Doch als Dr. Montagues Bestätigung eintraf – vielleicht wieder unter dem Einfluss einer drängenden Eingebung –, war für Theodora die Versuchung groß, und aus unerklärlichen Gründen war sie mit dem Freund, mit dem sie die Wohnung teilte, in heftigen Streit geraten. Auf beiden Seiten wurden Dinge gesagt, die nur die Zeit heilen konnte. Theodora hatte absichtlich und herzlos die hübsche kleine Figur zertrümmert, die ihr Freund für sie geschnitzt hatte, und ihr Freund hatte einen Band von Alfred de Musset, den Theodora ihm zum Geburtstag geschenkt hatte, voller Gemeinheit

in kleine Stücke gerissen und sich dabei mit der Seite, auf der Theodoras liebevolle, neckische Widmung stand, besondere Mühe gegeben. Diese Aktionen waren selbstverständlich unverzeihlich, und bevor sie darüber lachen konnten, musste erst viel Zeit vergehen. Theodora hatte Dr. Montague noch am gleichen Abend geschrieben, dass sie seine Einladung annahm, und war in eisigem Schweigen am nächsten Tag abgereist.

Luke Sanderson war ein Lügner, und dazu auch ein Dieb. Seine Tante, die Besitzerin von Hill House, wies immer gern darauf hin, dass ihr Neffe die beste Erziehung genossen habe, am besten gekleidet sei und den besten Geschmack habe, aber den schlechtesten Umgang pflege. Sie hätte jede Gelegenheit ergriffen, um ihn für ein paar Wochen in risikoloser Gesellschaft zu wissen. Sie bewog den Familienanwalt, Dr. Montague zu überzeugen, dass man ihm das Haus für seine Forschungszwecke nur bei Anwesenheit eines Familienmitglieds vermieten würde, und vielleicht entdeckte der Doktor in Luke schon bei ihrer ersten Begegnung eine gewisse Stärke oder einen katzenhaften Selbsterhaltungsinstinkt, sodass auch er ebenso wie Mrs. Sanderson Luke nun unbedingt im Haus haben wollte. Luke war jedenfalls amüsiert, seine Tante dankbar und Dr. Montague überaus zufrieden.

Mrs. Sanderson sagte dem Familienanwalt, dass es im Haus ohnehin nichts gab, das Luke hätte stehlen können. Das alte Tafelsilber habe zwar einen gewissen

Wert, aber es stelle für Luke ein fast unüberwindbares Hindernis dar: Es zu stehlen und zu Geld zu machen erfordere Energie.

Mrs. Sanderson tat Luke unrecht. Es war höchst unwahrscheinlich, dass sich Luke mit dem Familiensilber, mit Dr. Montagues Uhr oder Theodoras Armband davonmachen würde. Seine Unehrlichkeit beschränkte sich darauf, geringfügige Beträge aus dem Geldbeutel seiner Tante zu entwenden und beim Kartenspiel zu schummeln. Er neigte auch dazu, die Uhren und Zigarettentuis zu versetzen, die ihm die Freundinnen seiner Tante in herzlicher Zuneigung und mit lieblichem Erröten geschenkt hatten. Eines Tages würde Luke Hill House erben, aber er hatte noch nie daran gedacht, einmal darin zu wohnen.

3

»Ich finde nur, sie sollte nicht den Wagen nehmen, mehr nicht«, sagte Eleanors Schwager hartnäckig.

»Er gehört zur Hälfte mir«, antwortete Eleanor.
»Ich habe ihn mitbezahlt.«

»Ich finde nur, sie sollte ihn nicht nehmen, mehr nicht«, wiederholte ihr Schwager. Er appellierte an seine Frau. »Es ist nicht fair, dass sie ihn den ganzen Sommer über benutzen darf und wir ohne auskommen müssen.«

»Carrie fährt ihn ständig, und ich darf ihn nicht einmal aus der Garage holen«, erwiderte Eleanor. »Außerdem seid ihr den ganzen Sommer in den Bergen, wo ihr ihn nicht benutzen könnt. Carrie, du weißt, dass du den Wagen in den Bergen nicht brauchen wirst.«

»Aber angenommen, die kleine Linnie wird krank oder so? Und wir bräuchten den Wagen, um sie zum Arzt zu bringen?«

»Der Wagen gehört zur Hälfte mir«, sagte Eleanor. »Und ich werde ihn nehmen.«

»Angenommen, Carrie wird selbst krank? Angenommen, wir kriegen keinen Arzt und müssen ins Krankenhaus?«

»Ich brauche ihn. Ich werde ihn nehmen.«

»Wohl kaum.« Carrie sprach bewusst langsam. »Wir wissen nicht einmal, wohin du fährst, oder? Du hast es nicht für nötig gehalten, uns viel darüber zu erzählen, oder? Ich sehe nicht ein, warum ich dir meinen Wagen leihen sollte.«

»Er gehört zur Hälfte mir.«

»Nein«, sagte Carrie. »Du darfst ihn nicht nehmen.«

»Genau.« Eleanors Schwager nickte. »Wir brauchen ihn selbst, wie Carrie sagt.«

Carrie lächelte beinahe. »Ich würde mir das nie verzeihen, Eleanor, wenn ich dir den Wagen leihen und etwas passieren würde. Woher wissen wir, dass wir diesem Doktor trauen können? Du bist immerhin eine junge Frau, und der Wagen ist eine Menge Geld wert.«

»Na ja, Carrie«, sagte Eleanors Schwager. »Ich habe zwar Homer beim Kreditbüro angerufen, und er sagte, dieser Kerl genießt ein gutes Ansehen und sei an irgendeinem College tätig ...«

Carrie erwiderte immer noch lächelnd: »Selbstverständlich gibt es *allen* Grund anzunehmen, dass er anständig ist. Aber Eleanor will uns weder sagen, wohin sie fährt, noch wie wir sie erreichen können, wenn wir den Wagen zurückhaben wollen. Es könnte ihr etwas zustoßen, und wir würden es nie erfahren. Selbst wenn Eleanor«, fuhr sie behutsam fort, als würde sie zu ihrer Tasse sprechen, »selbst wenn *Eleanor* bereit ist, auf Einladung irgendeines Mannes bis ans Ende der Welt zu fahren, ist das *immer noch* kein Grund, warum ich ihr erlauben sollte, meinen Wagen zu nehmen.«

»Er gehört zur Hälfte mir.«

»Angenommen, unsere kleine Linnie wird da oben in den Bergen krank, und kein Mensch ist in der Nähe? Kein Arzt?«

»Auf jeden Fall bin ich mir sicher, Eleanor, dass ich in Mutters Sinne handle. Mutter vertraute mir und hätte bestimmt nicht eingewilligt, dass ich dich in meinem Wagen herumvagabundieren und weiß der Himmel wohin fahren ließe.«

»Oder angenommen, ich selbst werde da oben krank ...«

»Ich bin sicher, dass mir Mutter recht geben würde, Eleanor.«

»Außerdem«, sagte Eleanors Schwager, der eine

plötzliche Eingebung hatte, »wie sollen wir wissen, ob sie ihn heil wieder zurückbringen wird?«

Es gibt für alles immer ein erstes Mal, sagte sich Eleanor. Sie stieg sehr früh am Morgen zitternd aus dem Taxi, denn inzwischen regte sich bei ihrer Schwester und ihrem Schwager vielleicht schon ein erster Verdacht. Schnell nahm sie den Koffer aus dem Wagen, während der Fahrer den Karton nahm, der auf dem Vordersitz stand. Eleanor gab ihm zu viel Trinkgeld und fragte sich, ob ihre Schwester und ihr Schwager ihr vielleicht schon folgten, womöglich gleich in die Straße einbiegen und zueinander sagen würden: »Dort ist sie, genau wie wir dachten, dort ist die Diebin!«

Hastig wendete sie sich zu der großen Stadtgarage hin, wo der Wagen stand, blickte nervös die Straße hinunter. Sie stieß mit einer sehr kleinen Dame zusammen, sodass Päckchen in alle Richtungen flogen, und sie sah voller Entsetzen, wie eine Tüte auf dem Pflaster zerplatzte und ein zerbrochenes Stück Käsekuchen, Tomatenscheiben und ein Brötchen herausquollen.

»Verdammt, verdammt noch mal!«, schrie die kleine Dame, reckte ihr Gesicht nah an Eleanors Gesicht hoch. »Ich wollte es mit nach Hause nehmen, verdammt noch mal!«

»Tut mir so leid!«, entschuldigte sich Eleanor. Sie bückte sich, aber es schien unmöglich, die Überreste der Tomaten und des Käsekuchens

zusammenzubekommen und wieder in die aufgerissene Tüte zu stopfen. Die alte Dame blickte finster darauf hinab und riss die anderen Päckchen wieder an sich, bevor Eleanor sie fassen konnte. Eleanor richtete sich schließlich wieder auf und lächelte krampfhaft. »Es tut mir wirklich so leid«, entschuldigte sie sich.

»Verdammt noch mal!«, fluchte die kleine alte Dame, aber jetzt etwas ruhiger. »Ich wollte es für mein Mittagessen mit nach Hause nehmen. Und jetzt dank Ihnen ...«

»Vielleicht könnte ich es bezahlen?« Eleanor griff in ihre Handtasche, während die kleine alte Dame ganz still dastand und überlegte.

»Ich kann nicht einfach so Geld annehmen«, sagte sie schließlich. »Ich habe die Sachen nicht gekauft, wissen Sie? Sie waren übrig geblieben.« Sie schnalzte verärgert mit der Zunge. »Sie hätten den Schinken sehen sollen, den es gab, aber den hat *jemand anderes* bekommen. Und die Schokoladentorte! Den Kartoffelsalat! Und die kleinen Pralinen auf den bunten Papiertellern! Ich war bei *allem* zu spät. Und jetzt ...« Sie und Eleanor schauten beide auf den Schlamassel auf dem Trottoir, und die alte Dame sagte: »Darum könnte ich nicht einfach Geld von Ihnen annehmen, Geld aus Ihrer Hand für etwas, das übrig geblieben war.«

»Dann kaufe ich etwas, um es Ihnen zu ersetzen? Ich habe es schrecklich eilig, aber falls wir einen Laden finden, der schon geöffnet hat ...«

Die kleine alte Dame lächelte schelmisch.

»Ich habe ja immer noch *das* hier«, sagte sie und drückte eines von ihren Päckchen fest an sich. »Sie könnten mir ein Taxi nach Hause bezahlen«, sagte sie. »Dann kann mich nicht *noch* jemand umrennen.«

»Gerne«, sagte Eleanor und wandte sich an den Taxifahrer, der interessiert gewartet hatte. »Können Sie diese Dame nach Hause fahren?«

»Zwei Dollar werden reichen«, sagte die alte Dame, »das Trinkgeld für diesen Herrn natürlich nicht mitgerechnet. So klein wie ich bin«, erklärte sie schelmisch, »besteht immer ein gewisses Risiko, dass einen die Leute umrennen. Doch es ist ein wahres Vergnügen, jemanden wie Sie zu finden, der bereit ist, es wiedergutzumachen. Manchmal drehen sich die Leute nicht einmal um.« Mit Eleanors Hilfe stieg sie mit ihren Päckchen ins Taxi, und Eleanor nahm zwei Dollar und 50 Cent aus ihrer Handtasche und reichte das Geld der alten Dame, die es fest mit ihrer kleinen Hand umschloss.

»Na schön, Schätzchen«, sagte der Taxifahrer, »wohin soll's gehen?«

Die kleine Dame schmunzelte. »Das sage ich Ihnen, wenn wir losgefahren sind.« Und dann sagte sie zu Eleanor: »Viel Glück, meine Kleine! Passen Sie von nun an auf, wo Sie hingehen, damit Sie niemanden mehr umrennen.«

»Adieu«, sagte Eleanor, »und es tut mir wirklich sehr leid.«

»Schon gut«, sagte die alte Dame und winkte ihr nach, als das Taxi anfuhr. »Ich werde für Sie beten, meine Kleine.«

Immerhin, dachte Eleanor, als sie dem Taxi nachblickte, immerhin eine, die für mich betet. Immerhin eine!

4

Es war der erste wirklich schöne Tag im Sommer. Diese Jahreszeit weckte in Eleanor immer schmerzliche Erinnerungen an ihre frühe Kindheit, als es immer Sommer zu sein schien. Sie konnte sich an keinen Winter erinnern, bis zum Tod ihres Vaters an einem kalten regnerischen Tag. In letzter Zeit fragte sie sich oft, womit sie während dieser schnell aufgezählten Jahre all diese Sommertage vergeudet hatte. Wie hatte sie nur so leichtfertig damit umgehen können? Wie dumm von mir, sagte sie sich immer zu Beginn des Sommers, ich bin so dumm. Ich bin doch jetzt erwachsen und weiß um den Wert der Dinge. Alles hat seinen Sinn, redete sie sich gut zu, auch die Kindheit. Und danach wehte Jahr für Jahr wieder an einem Sommermorgen der warme Wind durch die Straße, durch die sie lief, und sie wurde von dem kalten Gedanken erwischt: Ich habe schon wieder nutzlos Zeit verstreichen lassen. Doch an diesem Morgen im kleinen Wagen, der ihr und ihrer Schwester gemeinsam gehörte, und sich sorgend, dass sie bald merken würden, dass sie ihn einfach genommen hatte, fuhr sie brav die Straße entlang,

befolgte die Verkehrsregeln, hielt an, wenn es geboten war, und bog ab, wo sie abbiegen durfte, da lächelte sie ins schräg verlaufende Sonnenlicht und dachte, ich fahre weg, ich fahre weg, endlich bin ich den Schritt gegangen.

Immer wenn sie bisher mit Erlaubnis ihrer Schwester den kleinen Wagen fuhr, bewegte sie sich nur mit äußerster Vorsicht voran, um selbst die leichtesten Kratzer oder die kleinste Beule zu vermeiden, die ihre Schwester stören könnten. Heute hingegen mit dem Karton auf dem Rücksitz, dem Koffer auf dem Boden, ihren Handschuhen, der Handtasche und einem leichten Mantel auf dem Beifahrersitz gehörte der Wagen ganz und gar ihr, ihre eigene kleine, in sich geschlossene Welt. Ich fahre wirklich weg, dachte sie.

An der letzten Ampel, bevor sie aus der Stadt hinaus auf die Fernstraße einbog, hielt sie an, wartete und zog Dr. Montagues Brief aus der Tasche. Ich werde nicht einmal eine Landkarte brauchen, dachte sie. Er muss ein sehr gewissenhafter Mann sein.

»... Route 39 nach Ashton«, stand im Brief, »dann links abbiegen auf die Route 5 nach Westen. Wenn Sie auf dieser Route weiterfahren, kommen Sie nach knapp 30 Meilen in das kleine Dorf Hillsdale. Fahren Sie durch Hillsdale hindurch bis zu einer Kreuzung, an der links eine Tankstelle und rechts eine Kirche ist, und biegen Sie dort links in eine recht schmale Landstraße ab. Sie führt in die Hügel hinauf, und die Fahrbahn ist in schlechtem Zustand. Folgen Sie dieser Straße, und nach etwa sechs Meilen gelangen Sie an

die Pforte von Hill House. Ich beschreibe den Weg so detailliert, weil es nicht ratsam ist, in Hillsdale anzuhalten und nach dem Weg zu fragen. Die Leute dort sind Fremden gegenüber sehr unhöflich und werden geradezu feindselig, wenn man sich nach Hill House erkundigt. Ich freue mich sehr, dass Sie mit uns in Hill House sein werden, und es wird mir ein großes Vergnügen sein, am Donnerstag, dem 21. Juni Ihre Bekanntschaft zu machen ...«

Die Ampel schaltete um auf Grün. Sie bog auf die Fernstraße und ließ die Stadt hinter sich. Niemand kann mich jetzt noch einfangen, dachte sie. Die wissen ja nicht einmal, wohin ich fahre.

Sie war noch nie allein so weit gefahren. Der Gedanke, die schöne Reise nach Meilen und Stunden einzuteilen, war dumm. Während sie den Wagen genau in der Mitte zwischen der weißen Linie auf der Straße und den Bäumen am Straßenrand anhielt, sah sie alles als eine Folge vorbeiziehender Momente, von denen ein jeder neu war und sie auf einen Weg von unglaublicher Neuheit zu einem ganz neuen Ort mitnahm. Die Reise selbst war für sie ein Akt der Befreiung. Das Ziel war unklar, sie konnte es sich nicht vorstellen, vielleicht existierte es gar nicht. Sie wollte jede Kurve auf ihrer Fahrt genießen, liebte die Straße und die Bäume, die Häuser und die hässlichen kleinen Ortschaften und spielte mit dem Gedanken, einfach irgendwo anzuhalten und dort für immer zu bleiben. Sie könnte am Straßenrand anhalten – obwohl das nicht erlaubt war, sagte sie

sich. Sie würde bestraft werden, wenn sie das wirklich täte – und könnte den Wagen stehen lassen und einfach an den Bäumen vorbei ins freundliche, verheißungsvolle Land dahinter wandern. Sie könnte bis zur Erschöpfung gehen, Schmetterlingen nachjagen oder dem Lauf eines Baches folgen und dann bei Einbruch der Dunkelheit zur Hütte eines armen Holzfällers gelangen, der ihr Unterschlupf bieten würde. Sie könnte East Barrington oder Desmond oder das eingemeindete Dorf Berk für immer zu ihrem neuen Zuhause machen. Sie könnte auch nie wieder die Straße verlassen, sondern einfach immer weiterfahren, bis die Reifen ihres Wagens verschlissen wären und sie das Ende der Welt erreichen würde.

Und, dachte sie, ich könnte ebenso gut bis nach Hill House weiterfahren, wo man mich erwartet und mich aufnimmt, wo ich Kost und Logis und ein kleines symbolisches Honorar erhalte in Anbetracht der Tatsache, dass ich andere Tätigkeiten und Verpflichtungen in der Stadt aufgegeben habe, und dafür, dass ich nicht fortlaufe, um die Welt zu sehen. Ich bin neugierig auf Dr. Montague. Ich bin neugierig auf Hill House. Ich bin neugierig darauf, wer sonst noch da sein wird.

Sie war nun schon fern von der Stadt und hielt nach der Abzweigung zur Route 39 Ausschau, nach dem Zauberfaden, den Dr. Montague für sie ausgelegt hatte, ausgewählt aus allen Straßen der Welt, der sie sicher zu ihm und nach Hill House führen würde. Keine andere Straße konnte sie von dort, wo

sie sich befand, dorthin bringen, wo sie hinwollte. Dr. Montague wurde bestätigt, er schien unfehlbar zu sein. Unter dem Schild, das auf die Abzweigung zur Route 39 hinwies, war ein weiteres Schild, auf dem stand: ASHTON, 121 MEILEN.

Die Straße, inzwischen ein guter Vertrauter, bog und neigte sich, vollzog Kurven, hinter denen Überraschungen auf sie warteten – einmal eine Kuh, die sie über einen Zaun anblickte, einmal ein gelangweilter Hund –, führte in Talkessel hinab, in denen kleine Ortschaften lagen, vorbei an Feldern und Obstgärten. An der Hauptstraße eines Dorfes kam sie an einem riesigen Haus vorbei, mit Säulen verziert und von Mauern umgeben, mit geschlossenen Fensterläden und zwei steinernen Löwen, die vor der Treppe wachten. Sie stellte sich vor, wie es wäre, hier zu wohnen, jeden Morgen die Löwen abzustauben und ihnen jeden Abend vor dem Zubettgehen über die Köpfe zu streichen.

Heute, an diesem Morgen im Juni, beginnt eine neue Zeitrechnung, redete sie sich selbst ein, aber es ist eine Zeit, die seltsam neu und für sich bleibt. In diesen wenigen Sekunden habe ich ein ganzes Leben in einem Haus verbracht, vor dem zwei Löwen stehen. Jeden Morgen habe ich die Veranda gekehrt und die Löwen abgestaubt, und jeden Abend habe ich ihre Köpfe gestreichelt, und einmal die Woche habe ich ihnen Gesicht, Mähne und Pranken mit warmem Sodawasser gewaschen und die Fugen zwischen ihren Zähnen mit einer Bürste gereinigt. Drinnen im Haus

waren die Räume hoch und hell mit glänzenden Fußböden und sauberen Fenstern. Eine zierliche alte Dame kümmerte sich um mich, bewegte sich steif mit einem silbernen Teeservice auf dem Tablett und brachte mir jeden Abend zum Wohle meiner Gesundheit ein Glas Holunderwein. Ich nahm das Abendessen an dem weiß gedeckten Tisch im langen stillen Esszimmer allein ein, während zwischen den hohen Fenstern die weiße Täfelung der Wände im Kerzenschein erstrahlte. Ich verspeiste Geflügel, Radieschen aus dem Garten und selbst gemachtes Pflaumenkompott. Ich schlief unter einem Baldachin aus weißem Organdy, und ein Nachtlicht von der Diele her beschützte mich. Die Leute verbeugten sich vor mir auf der Straße, denn alle waren sehr stolz auf meine Löwen. Als ich starb ...

Inzwischen hatte sie die Stadt weit hinter sich gelassen und fuhr an schmutzigen, geschlossenen Imbissbuden und an zerrissenen Plakaten vorüber. Früher musste es hier in der Nähe einen Jahrmarkt gegeben haben mit Motorradrennen. Den Plakaten waren noch Wortfetzen zu entnehmen. Auf dem einen stand KERL und auf einem anderen TEUFEL, und sie musste darüber lachen, dass sie überall nach irgendwelchen Omen suchte. Das Wort heißt TEUFELSKERL, Eleanor, das ist ein tollkühner Fahrer, und sie bremste etwas ab, denn sie fuhr tatsächlich zu schnell und würde so vermutlich zu früh in Hill House ankommen.

An einer Stelle hielt sie tatsächlich neben der Straße an und traute ihren Augen kaum. Über etwa

eine Viertelmeile hinweg hatte die Straße an einer Reihe gut gepflegter Oleanderbäume entlanggeführt, die in gleichmäßigen Abständen in Rosa und Weiß blühten. Jetzt war sie an die Toreinfahrt gekommen, die die Bäumchen umgaben, und hinter der Einfahrt setzte sich die Baumreihe fort. Das Tor bestand lediglich aus zwei verfallenen Steinsäulen, zwischen denen eine Straße hinaus in die leeren Felder führte. Sie konnte sehen, dass die Oleanderbäume von der Straße wegführten und zu jeder Seite ein großes Quadrat bildeten, und sie konnte bis ans andere Ende des Quadrats sehen, wo eine Reihe von Oleanderbäumen anscheinend den Lauf eines kleinen Flusses begleitete. Im Innern des Oleandervierecks war nichts, kein Haus oder sonst ein Gebäude, nur die Straße, die geradewegs hindurchführte und an dem kleinen Fluss endete.

Was ist einst hier gewesen, fragte sie sich, was ist hier gewesen und nun verschwunden? Oder was sollte hier mal gebaut werden und ist nie geschehen? Sollte es ein Haus, ein Garten oder eine Obstplantage werden? Wurden die Leute für immer vertrieben, oder werden sie zurückkehren? Oleander sind giftig, erinnerte sie sich. Konnte es sein, dass die Bäume hier irgendetwas bewachten? Werde ich, überlegte sie, wenn ich aus dem Wagen steige, durch das verfallene Tor gehen und dann, sobald ich in dem magischen Oleanderfeld bin, erleben, dass ich in ein Märchenland geraten bin, das sich durch Gift vor den Blicken der Passanten beschützt? Werde ich, sobald ich

zwischen die magischen Torpfosten getreten bin, die schützende Schranke überschreiten können, wird der Zauber dann gebrochen sein? Ich werde in einen lieblichen Garten gehen mit Springbrunnen, niedrigen Bänken und Heckenrosen über Lauben und den einzigen Pfad finden – der vermutlich mit Edelsteinen bestreut ist, mit Rubinen und Smaragden, und doch weich genug ist, dass eine Königstochter mit ihren Sandalenfüßchen darauf laufen kann –, und er führt mich direkt zum Palast, der unter einem Zauber liegt. Ich werde die niedrigen steinernen Stufen hinaufgehen, vorbei an den steinernen Löwen, die sie bewachen, in einen Innenhof, wo ein Springbrunnen plätschert und wo die Königin weinend auf die Rückkehr der Prinzessin wartet. Sie wird ihre Stickerei fallen lassen, wenn sie mich sieht, und die Diener des Palastes herbeirufen, die nun endlich aus ihrem langen Schlaf erwachen, damit sie ein großes Festmahl vorbereiten, weil der Zauber gebrochen und der Palast endlich wieder wie früher ist. Und wenn wir nicht gestorben sind, dann leben wir noch heute.

Nein, natürlich dachte sie, als sie den Motor wieder anließ, dass, sobald der Palast wieder sichtbar wird und der Zauber gebrochen ist, der *ganze* Zauber brechen wird und die Landschaft außerhalb des Oleaners wieder ihre wahre Gestalt annehmen wird, die Dörfer, die Plakate und die Kühe verschwinden werden und sich in eine grüne Märchenlandschaft verwandeln. Dann wird von den Hügeln herab ein Prinz in hellem Grün und Silber geritten kommen,

im Gefolge Hunderte Bogenschützen mit flatternden Wimpeln, sich bäumenden Pferden und funkelnden Edelsteinen ...

Sie lachte und warf den magischen Oleanderbäumen ein Abschiedslächeln zu. Eines Tages, sagte sie zu ihnen, eines Tages werde ich zurückkehren und euren Zauber brechen.

Sie hielt für ein Mittagessen an, nachdem sie 101 Meilen weit gefahren war. Sie fand ein Landgasthaus, das sich als alte Mühle bezeichnete. Schon saß sie, es war unglaublich, auf einem Balkon über einem Sturzbach, blickte auf nasse Steine und das berauschte Glitzern strömenden Wassers hinab und eine Kristallschale mit Hüttenkäse und Maisbrotstangen in einer Serviette standen auf dem Tisch vor ihr. Weil dies eine Zeit und ein Land war, wo der Zauber schnell verhängt und schnell wieder gebrochen war, wollte sie bei ihrem Essen ein wenig verweilen, denn sie wusste ja, Hill House würde am Ende des Tages immer noch auf sie warten. Die einzigen anderen Gäste im Speisesaal waren eine Familie, bestehend aus Mutter, Vater, einem kleinen Jungen und einem Mädchen, die sich leise und freundlich miteinander unterhielten. Einmal drehte sich das Mädchen um und betrachtete Eleanor mit unverhohlener Neugier und fing dann nach einer Weile an zu lächeln. Die Lichter vom Bach darunter spiegelten sich an der Decke, auf den blanken Tischen und in den Locken des kleinen Mädchens wider, und die Mutter des kleinen Mädchens sagte: »Sie will die Sternentasse.«